



«So fürchtet den Herrn und dient ihm in Treue von ganzem Herzen; seht, was er bei euch Grosses vollbracht hat.»

Liebe Gemeinde, bei einem jüdischen Lebensmittelhändler ist zum dritten Mal die Schaufensterscheibe eingeschlagen und die Tür mit antisemitischen Parolen beschmiert worden. Daraufhin geht er in die Synagoge und betet: «Lieber Gott, ich weiß, wir sind das auserwählte Volk. Ich bin dir auch dankbar für alles – aber ehrlich gesagt habe ich langsam die Nase voll davon. Könntest du nicht statt unseres Volkes einmal ein anderes auserwählen?»

Dieser kleine jüdische Witz bringt auf den Punkt: Erwählung muss kein Privileg sein, das einem Vorteile verschafft. Herausgehoben-Sein kann auch eine Last sein, wenn nicht sogar gefährlich.

Und so gab es schon früh in der Geschichte des von Gott erwählten Volkes Israel auch das Bedürfnis, ein Volk wie alle anderen zu sein. Zuerst gab es beispielsweise noch kein Königtum in Israel. Die Anführer waren sogenannte Richter, die für eine bestimmte Zeit von Gott berufen wurden, um es vor seinen Feinden zu retten. Im 1. Buch Samuel wird nun erzählt, dass das Volk gegen den Willen Gottes und des amtierenden Richters Samuel einen König begehrte, und zwar mit der einfachen Begründung: «Wie es bei allen Völkern üblich ist» (1. Sam. 8, 5).

Überraschenderweise geht Gott auf den Wunsch ein, allerdings nicht ohne durch den Mund Samuels die Warnung auszusprechen: Ein König wird euch Steuern für seinen Palast und seinen Hof auferlegen. Er wird euch euer Vieh, auch eure Söhne und Töchter wegnehmen. Er wird euch zu seinen Sklaven machen und ausbeuten. (vgl. 1. Sam. 8, 11ff.) Das Volk will trotzdem ein Oberhaupt und eine Dynastie wie alle anderen. Schliesslich wird Saul von Samuel zum ersten König Israels gesalbt. Er bewährt sich auch als oberster Kriegsherr. Samuel tritt aus Altersgründen von seinem Richteramt zurück. Er hält aber noch eine eindringliche Abschiedsrede. In der Lesung haben wir vorhin einen Abschnitt daraus gehört: Samuel beschwört das Volk, nicht noch mehr von den anderen Völkern zu übernehmen, vor allem nicht den Götzendienst. Gott steht zwar trotz dessen Schuld zu seinem auserwählten Volk, selbst mit König. Aber es soll sich dabei weiter an seine Gebote, seine Lebensordnung und ethischen Grundsätze halten. Es soll seinen König als Menschen ansehen und nicht als eine Art Halbgott, der zwischen Gott und dem einfachen Volk steht und Willkür, Götzendienst oder Unrecht begeht.

Und genau an dieser Stelle folgt in der Rede des Samuel jener Satz, der als Einsegnungsspruch für Schwester Emmi Spörri ausgewählt wurde. Ich lese ihn im Original nach der Luther-Übersetzung: «So fürchtet den Herrn und dient ihm in Treue **von ganzem Herzen**; seht, was er bei euch Grosses vollbracht hat.» (1. Sam 12, 24)

Liebe Gemeinde, hier haben wir also das Thema unseres Jahresfestes gefunden: «Von ganzem Herzen». Denn was für das jüdische Volk gilt, das gilt auch für einzelne Menschen: Mit der Zuwendung, mit der Erwählung durch Gott verbindet sich nicht ein Privileg, sondern eine Aufgabe, eine Berufung, ein Sinn für das eigene Dasein, der über das Eigene hinausweist und das ganze ungeteilte Herz braucht. Da geht es gerade nicht um Anpassung an die anderen, sondern im Gegenteil um ein Zeugnis vor den anderen und Dienst für die anderen. Da geht es um einen Auftrag, eine Berufung, eine Mission, die Liebe und Hingabe erfordert und die ganze Existenz betrifft. Was Gott vorzeiten in Israel begonnen hat, dass soll noch heute und in Zukunft zum Segen für alle Menschen werden.

Liebe Gemeinde, die beiden Frauen, die heute auf 65 und 75 Jahre als Diakonisse zurückblicken, wie auch die anderen, die diese spezielle Lebensform gewählt haben, verstehen sich als von Gott *Gerufene, Herausgerufene*, ja, als in diesem speziellen Sinn *Erwählte*. Sie zeigen das – zum einen durch die Schwesterntracht, die sie ja ganz offensichtlich heraushebt aus Menge; aber vor allem auch durch ihre Lebensform, ihr regelmässiges Beten und ihren Dienst der Liebe für andere. Dies hat in der Tat schon viel von Gottes Segen zu den Menschen transportiert.

So herausgerufen sein ist nun ebenfalls nicht einfach ein Privileg. Und, liebe Schwestern, ihr wärt keine Menschen, ihr wärt mir unheimlich, würdet ihr nicht auch den gelegentlich aufgekommenen heimlichen Wunsch kennen, doch lieber wie alle anderen Menschen zu sein, ein sogenanntes «normales Leben» zu führen – als junge Frau einen Schatz zu haben, zu heiraten, Kinder zu haben, sich im Alter über Enkel oder Urenkel zu freuen.

In Eurem Film «*Dranbleiben an der Hoffnung*» gibt es jene kleinen sympathischen Andeutungen in dieser Richtung, die den Film so charmant und menschlich sein lassen. Es gibt da aber auch jenes Zitat aus einem Buch, das wir Schwester Marianne Hirt vorlesen sehen:

«Eine der Qualen im Leben, die wir uns selbst bereiten, ist der Versuch, jemand anderes sein zu wollen, als wir sind.» (6'30")

Ja, es gibt auch Menschen in den verschiedensten Berufen und Lebensformen, die hadern ihr Leben lang damit, dass sie nicht einen anderen Weg eingeschlagen haben, nicht etwas Anderes aus sich gemacht haben, diese und jene Möglichkeit oder Karriere verpasst haben. Manchmal geben sie anderen die Schuld daran, manchmal sich selbst. Jedenfalls quälen sie damit sich und oft auch ihre Umgebung. Einmal abgesehen davon, dass niemand *alle* Möglichkeiten verwirklichen kann, die das Leben bietet, - sie blockieren durch solches Hadern sich selbst. Es gehört zur Weisheit des Lebens, zu akzeptieren, dass das Ja zu einem Weg auch das Nein zu den anderen möglichen Wegen bedeutet.

Samuel gibt dem Volk zum Abschied einen letzten seel-sorglichen Rat: Verleugnet euch nicht selbst, steht zu dem, was ihr seid, nämlich das von Gott einst aus der Sklaverei in Ägypten befreite und aus Menge der Völker herausgerufene Volk. Seid es nicht widerwillig, passt euch nicht an die anderen an, sondern findet ein «Ja» zu Eurer Erwählung, seid «von ganzem Herzen» Gottes Volk.

Diese sozusagen innerjüdische Mahnung gilt bis heute und ist höchst aktuell. Der österreichische Dichter Erich Fried (1921 – 1988) war selbst Jude Sein Vater wurde von den Nazis zu Tode gefoltert. Er selbst floh nach England und holte seine Mutter nach. Zeitlebens setzte er sich konstruktiv-kritisch mit seinem Jüdisch-Sein, dem neu gegründeten Staat Israel und der Situation im Nahen Osten auseinander. Vor genau 50 Jahren formulierte er in einem Gedicht mit dem Titel «Höre Israel» folgendes:

*Eure Sehnsucht war,
wie die anderen Völker zu werden
die euch mordeten.
Nun seid ihr geworden wie sie.*

Liebe Schwester Sophie und liebe Schwester Emmi, ich meine, dass man Euch abspüren kann: Ihr habt Euch auf das Herausgerufen-Sein, auf das Leben als Diakonisse, auf all das, was sich damit verbindet – auch das Schwierige – tatsächlich von ganzem Herzen eingelassen. Ihr habt ein Ja zu dem gefunden, was ihr seid; aber auch ein Ja zu dem, was ihr aus demselben Grund nicht seid. Und davor habe ich grössten Respekt. Ihr lebt bis heute diese herausgehobene Rolle mit grösster Hingabe und seid dadurch ein überzeugendes Zeugnis und ein Segen für viele Menschen.

Immer wieder einmal wird darauf hingewiesen: Das Leben als Diakonisse sei ein Auslaufmodell. Es passe nicht mehr in unsere Zeit. Das mag vielleicht sein – zumindest in Europa –, aber das stellt nicht infrage, was Ihr wart und bis heute seid. Es gibt nämlich kein Lebensmodell, keine Tracht, keine Gelübde, die als Rezept für ein gelungenes Leben für alle Menschen gültig wären. Entscheidend scheint mir für uns alle, dass wir uns auf die Rolle einlas-

sen, zu der Gott uns ruft. Die Tracht, die er für uns bereithält, die Jacke, die wir uns anziehen könnten – da gibt es eine grosse Vielfalt. Entscheidend ist, dass wir uns so darauf einlassen, dass wir von ganzem Herzen und mit ungeteilter Hingabe darin leben, ohne ständig nach anderen Möglichkeiten oder nach dem sogenannten «normalen Leben» zu schielen. Denn eigentlich gibt es das gar nicht, sondern wird höchstens auf gewissen Werbekanälen propagiert.

Und so stehen wir alle, die wir heute zusammengekommen sind, vor der Frage: Wozu ruft Gott *mich*? Wofür hat er *mich* ausgewählt? Wie kann *ich* zu einem Segen für andere Menschen werden – genau in der Rolle, in der ich mich jetzt befinde? Für diesen Auftrag spielt es keine Rolle, ob er in der Tracht einer Diakonisse ausgeführt wird oder nicht.

Wer in seinem Leben den Ruf Gottes spürt und ihm von ganzem Herzen folgt, wird sehr wahrscheinlich nicht nur seinerseits Segen empfangen, sondern auch in Schwierigkeiten geraten. Hingabe an die Menschen oder an die Sache Gottes macht auch angreifbar, verletzlich, manchmal einsam. Christus hat seine grenzenlose Hingabe an die Menschen – vor allem an die Armen und Verachteten – mit Verlassen-Werden, Leiden, Verachtung und dem Tod am Kreuz bezahlt. Und die frühe Christenheit hat auf dem Weg seiner Nachfolge erlebt, was Paulus im Römerbrief aus dem Psalm zitiert: (Psalm 44, 23): *»Um deinetwillen (um Christi willen) werden wir getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe.«* Das tönt in unseren Ohren sehr drastisch. Aber jemand wie Schwester Sophie, die bei der Mitternachtsmission gearbeitet hat, aber genauso auch Schwester Emmi, die sich aktiv für an Demenz erkrankte oder für Behinderte eingesetzt hat, – Ihr wisst: Es gibt auch bei uns und auch in dieser Stadt Menschen, denen wird nicht mehr Wert beigemessen als sogenannten Nutztieren – Frauen, die von Männern für ihre Bedürfnisse genutzt werden, Männer, die als nicht nützlich für die Gesellschaft verachtet und ständig an den Rand gedrängt, also zu Rand-Ständigen gemacht werden. Ihnen habt Ihr Eure liebevolle Zuwendung geschenkt und Euch selbst dabei der Gefahr und der Verachtung ausgesetzt. Doch genau an diesen Vers von den Schlachtschafen schliesst sich der Einsegnungsspruch von Schwester Sophie an: *«Aber in diesem allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebt hat.»* (Römer 8, 37)

Wir überwinden nicht nur, wir überwinden «weit» - weil ein solches aus ganzem Herzen gelebtes Leben tiefe Erfüllung schenkt. Ihr, liebe Schwester Emmi und Schwester Sophie, zeigt uns: Einmal in Gottes Namen richtig und von ganzem Herzen gelebt – das ist wertvoller als alle stinknormalen Biografien, denen man sonst nachjagen könnte.

Amen.